



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Eine Jesuitenschule. 2.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

König sich beklagte, daß in der Ausführung dieser Maßregeln die von ihm gesetzten Schranken überschritten würden. Uebrigens war diese ganze Unterstüßung durch indirecte Mittel ein großer politischer Fehler. Sie verrieth die geheimen Wünsche der französischen Regierung und machte Englands Argwohn rege, ohne ihm zu imponiren. Spanien leistete man einen ziemlich werthlosen Dienst, und erweckte doch in den Spaniern Hoffnungen, deren Nichterfüllung Frankreichs Ansehen verminderte und in gleichem Maße das Englands erhöhte.

Indessen gingen die Dinge in Spanien ihren verhängnißvollen Gang weiter. Als endlich der Militäraufstand von Isidonso und die blutigen Austritte von Madrid, als deren Opfer der tapfere Quesada fiel, die Regentin zur Anerkennung der Constitution von 1812 gezwungen hatten, war einerseits die Dringlichkeit eines Einschreitens immer augenscheinlicher geworden, andererseits mußten sich aber auch die Bedenken gegen ein solches steigern. Wem sollte man zu Hülfe kommen? Einer Partei, die ihre Abneigung und ihren Troß gegen Frankreich offen zur Schau trug, die nach allen Berichten ganz besonders durch die Machinationen Mendizabals, des ergebenen Klienten Englands, emporgelommen war? Konnte man selbst nur darauf rechnen, daß Christine sich als Regentin halten würde? Diese Erwägungen bestimmten den König, Frankreich in keiner Weise in die spanischen Wirren zu verwickeln. Er befahl, die in der Nähe der Pyrenäen aufgestellten Observationscorps aufzulösen. In Folge dieses Beschlusses gab das Ministerium Thiers seine Entlassung. Frankreich aber gab die unmittelbare Betheiligung an den spanischen Angelegenheiten auf, um später auf dem Wege einer höchst zweideutigen dynastischen Familienintrigue darauf zurückzukommen und um eines sehr zweifelhaften Vortheils willen die lange Zeit, trotz aller Spannung, ängstlich gepflegten Beziehungen zu England unheilbar zu compromittiren.

G. Z.

## Eine Jesuitenschule.

2.

Im vorhergehenden Abschnitt ist erwähnt, daß die Böglinge des Germanicums im Collegium Romanum Vorlesungen hörten. Dieses großartige Gebäude enthält die Wohnungen von mehreren hundert Jesuiten, eine große Bibliothek, chemische und physikalische Laboratorien, eine Sternwarte, eine gute Apotheke, Räumlichkeiten für ein, von einigen hundert Schülern besuchtes Gymnasium, Hörsäle für Philosophie und Theologie, die Aula maxima, Kapellen und ist mit einer großen, im Rokokostyl ausgeschmückten Kirche verbunden, unter deren Altar der heilige Aloysius von Gonzaga, der Schutzpatron der Studirenden, ruht. Das Lehrerpersonal besteht nur aus Jesuiten. Die philosophischen und theologischen Vorlesungen werden von den „Scholastikern“,

d. h. den studirenden Jesuiten, und den Zöglingen verschiedener Collegien, z. B. des Collegiums der Adelligen, des englischen, schottischen und irischen Collegiums besucht.

Mit halb niedergeschlagenen Augen zogen die Germaniker schweigend in die Säle und nahmen die Ehrenplätze ein. Links und rechts an den Wänden liefen Subsellien hin, deren Bänke in gleicher Höhe mit dem Katheder standen. Die Adelligen und die Germaniker setzten sich zur Rechten, die Jesuitenscholastiker zur Linken des Professors auf diese Bänke, die Uebrigen suchten sich bunt durcheinander im Parterre Platz.

Die Philosophie wurde als *praeambulum fidei*, als Vorbereitungswissenschaft für die Theologie betrachtet und behandelt, und das Studium derselben sollte zwei Jahre füllen. Im ersten Jahre las früh und Nachmittags ein und derselbe Professor nach einem in den Händen der Zuhörer befindlichen gedruckten, von dem Jesuiten Omowsky verfaßten Leitfaden in lateinischer Sprache über formale Logik und Metaphysik. Die ersten Wochen gingen mit der Lehre von den Begriffen, Urtheilen und Schlüssen hin, und man lernte die bekannten Hexameter über die verschiedenen Schlussformen auswendig. Das Latein, welches gesprochen wurde, war in der Regel Küchenlatein, eingezwängt in die syllogistische Form und überladen mit Kunstausdrücken, die Art des Vortrags die dogmatische oder synthetische. Es wurden Thesen aufgestellt und, so gut es ging, durch Syllogismen erwiesen, dann wurden die etwaigen Einwürfe vorgebracht und zu widerlegen versucht. Daß es der Professor nicht an Invectiven „*contra Germaniae philosophos, imprimis Kantium*“, sowie gegen Lamennais, Malebranche, Hume, Rousseau u. a. fehlen ließ, wird nicht Wunder nehmen.

Zum ersten Theil der Philosophie gehörten auch noch Psychologie und Kosmologie, doch nahmen die formale Logik und Metaphysik den Professor dermaßen in Anspruch, daß er für jene Disciplinen keine Zeit übrig behielt und es den Schülern überlassen mußte, sich im Leitfaden darüber zu belehren. Dagegen trug im ersten Jahre ein anderer Professor die Elementarmathematik nach einem vom Pater Caraffa herausgegebenen Compendium vor.

Im zweiten Jahre des philosophischen Cursus hörte man Ethik und außerdem Chemie und Physik. Im chemischen Laboratorium, wo die Unterrichtssprache italienisch war, wurden viele Experimente und praktische Uebungen angestellt. Eine Anzahl von Ausgewählten mußte noch einen dritten Cursus der Philosophie durchmachen, in welchem alles bisher Erwähnte repetirt und zugleich etwas Astronomie getrieben wurde. Die Mitglieder dieses Cursus, unter die man nur solche aufnahm, die bei den Prüfungen der vorhergehenden beiden Jahre mindestens die zweite Censur erhalten hatten, waren für die Doctorwürde bestimmt.

Der vollständige Cursus in der Theologie umfaßte einen Zeitraum von vier Jahren. Im ersten Jahre hörte man Dogmatik und Moral, von denen erstere für alle Theologen Zwangscollegium war und täglich zwei Stunden vortragen wurde. Früh las sie der in der römischen Welt vielgenannte Pater Perrone, Verfasser einer mehrbändigen Dogmatik, Nachmittags trug sie Pater Passaglia vor, der zu den Vertrauten des heiligen Vaters gehörte, jetzt aber bekanntlich aus dem Lager der Jesuiten und der Päpstlichgesinnten überhaupt in das der italienischen Patrioten übergegangen und einer der heftigsten Gegner der weltlichen Macht des Papstes geworden ist. Der erste Theil der Dogmatik, welche den Kern der gesammten jesuitischen Theologie umfaßte, enthielt nach einer einleitenden Abhandlung über die wahre Religion die Tractate: über Gott und seine Eigenschaften, über die allerheiligste Dreieinigkeit, über Gott den Schöpfer, über die Fleischwerdung, die Verehrung der Heiligen und die Gnade. Der zweite behandelte in verschiedenen Capiteln die Sacramente. Dann folgte ein tractatus de locis theologicis, der sich mit der Kirche Christi, dem römischen Papst, der heiligen Schrift und der Tradition beschäftigte. Den Schluß bildete eine Abhandlung de analogia rationis et fidei.

Der Vortrag bewegte sich durchweg in synthetischen und syllogistischen Formen. Nach einigen einleitenden Worten folgte das Thema in verschiedenen Propositionen, welche aus der Schrift, der Tradition, den Werken der Kirchenväter, den Beschlüssen der Kirchenversammlungen u. a. bewiesen wurden. Nach der Begründung brachte der Professor die Einwände und difficultates vor, die in der Form von Syllogismen aufgestellt und in gleicher Weise widerlegt wurden.

Pater Perrone war ein grimmer Gegner der protestantischen, besonders der deutschen, Theologie, als welcher er mit gleicher Heftigkeit die rationalistische wie die orthodoxe Richtung in der evangelischen Kirche zu geißeln pflegte. Nicht selten versiel er dabei ins Komische. Kam er auf De Wette, die Tübinger Schule oder gar auf Strauß und dessen Anhänger zu sprechen, so rieb er die eine Hand auf der andern, wie wenn er harte Stoffe in einem Mörser zerkleinern wollte, und schlug dann beim Schluß der Argumentation so heftig auf die geballte Linke, daß es laut durch den Saal schallte. „Et en sie vobis! Quos ego!“ Die Orthodoxen, die er Pietisten nannte, verspottete er noch mehr als die Rationalisten: „mit ihnen sei gar nichts anzufangen; kaum habe man ihnen den unumstößlichsten Beweis von der Wahrheit der römisch-katholischen Kirche beigebracht, flugs kröchen sie in verstellter Demuth in sich selbst zusammen und faselten vom heiligen Geiste.“

Sinst war ihm ein englisches Blatt zu Gesicht gekommen, in welchem sich ein Missionär über die Verfolgungen beklagte, die er von Seiten seiner römischen Collegien zu erdulden gehabt. Perrone theilte, je nach Erforderniß die kläg-

lichste Stimme annehmend, seinen Schülern das Schreiben mit, natürlich lateinisch: „Debemus pati tot cruces, tot vexationes ab istis sacerdotibus.“ — „Quid!“ schrie er dazwischen. „Vos et cruces? Vos qui abhorretis a cruce magis quam diabolus ipse? — Et in calce littera um scripsit iste crucifer: et genuit mihi uxor alterum filium. Augeantur reditus! Et en unicus fructus omnium laborum, omnium vexationum tantaeque crucis: novus iste filius!“

Die Grundprincipien der Ethik waren schon im philosophischen Cursus vorgebracht; jetzt galt es hauptsächlich der Anwendung derselben auf die verschiedenen in der Praxis vorkommenden Fälle, wie sie dem Priester später zur Entscheidung (in der Beichte) vorgelegt werden konnten. Nach kurzer Aufstellung der Thesen, etwa in der Reihenfolge der zehn Gebote, kamen dann die Entscheidungen über die Fälle A, B u. s. w., wobei die Lehre vom Probabilismus eine wichtige Rolle spielte. Nach dieser Lehre ist es dem Priester erlaubt, seine Entscheidung nach einer von approbirten Kirchenlehrern vorgetragenen Sentenz zu treffen, wenn ihm dies nur probabilis dünkt, obgleich eine andere Entscheidung aus sittlichen Gründen probabilior sein könnte.

Zwei Beispiele werden diese eigenthümliche Sorte von Moral verdeutlichen.

A schmuggelt für seinen Bedarf ein unerhebliches Quantum Waare über die Grenze. Frage: ist er vom Beichtvater anzuhalten, den der Steuerkasse zugesügten Schaden zu ersetzen? Antwort: Sententia probabilior: Ja, denn sein Gewissen verlangt, daß er sich den Landesgesetzen füge, und die Schrift sagt: Gebet Schoß dem Schoß gebührt. Sententia probabilis (für welche der Beichtvater sich also auch entscheiden kann): Nein, denn obschon A sündigte, wenn er die Steuerbeamten betrügen oder etwa gar bestechen sollte, so ist doch ein solches Einschmuggeln selbst nicht als ein zum Ersatz verpflichtender Betrug der Steuerkasse anzusehen; denn es läßt sich nicht denken, jemand, der ohne er tappt zu werden, eine Kleinigkeit einschmuggelt, sei hinterher gesetzlich verpflichtet, den der Zollkasse verursachten Schaden zu ersetzen. Subquaeritur: Aber wenn A aus dem Schmuggeln ein Geschäft macht? Antwort: Sententia probabilissima et probabilior: Er ist von dem Beichtvater, soweit er sich dadurch bereichert hat, zum Ersatz zu verpflichten, aber nicht etwa noch zu der besondern Geldstrafe, die das Gesetz meist außer dem Schadenersatz noch fordert. Sententia probabilis: er muß von seinem Beichtvater auf das Ordnungswidrige seiner Handlungsweise aufmerksam gemacht werden, die schon darum sündhaft ist, weil er eines Gewinnes halber sich und die Seinigen großer Gefahr aussetzt. Zum Ersatz ist er mit nichts anzuhalten, weil derartige Gesetze bloße Strafgesetze sind, die nur in Kraft treten, wenn die zuständige Behörde selbst einschreitet.

Das andere Beispiel wurde unserm Berichterstatter selbst vorgelegt. Man setzte ihm den Fall:

„A gelangt bona fide, durch einen ihm unbekanntem Irrthum in den Besitz von hundert Thalern Papiergeld, welche rechtmäßig dem B zukommen, und verausgabt diese Summe in seinem Geschäfte. B entdeckt das Versehen und fordert sein Geld zurück. Wozu ist A verpflichtet?“ Unser Jesuitenzögling antwortete ohne Verzug: „Dem B die hundert Thaler, sobald der Irrthum erwiesen, zurückzuerstatten.“ „Aber,“ entgegnete der Professor, „er hat die hundert Thaler Papiergeld ausgegeben und ist also nicht mehr im Besitz des dem B gehörenden Gutes. Der Grundsatz: *res clamat dominum* kann also hier keine Anwendung finden, wie es der Fall sein würde, wenn A dieselben Geldscheine noch in seinem Besitz hätte.“ Unser junger Mann erwiderte: „Bei Geld ist es nicht das Werthzeichen, sondern der Werth, der in Betracht kommt. Hat A nicht mehr dasselbe Papiergeld, so hat er dafür andere Deckung erlangt, und diese ist bis zum Werthe von hundert Thalern Eigenthum des B, mithin der Grundsatz: *res clamat dominum* allerdings anwendbar und A ersatzpflichtig.“

„Minime, minime!“ rief der Professor zu aller Erstaunen. „A ist darum nicht zu verpflichten. Wundern Sie sich nicht, meine Herren,“ fuhr er dann weise lächelnd fort, „wir müssen die Entscheidung nach feststehenden Grundsätzen treffen. A. ist zur Restitution nicht verpflichtet, weil die hundert Thaler nicht mehr in seinem Besitz sind. Aber wir haben ja noch einen andern maßgebenden Grundsatz: *A debet reddere B, in quantum factus est ditior, quia cum cognito errore cessat bona fides; atqui factus est ditior procul dubio 100 thaleris, ergo debet reddere 100 thaleros in qualibet moneta vel ejus valore B.*“

Solche Spitzfindigkeiten machten vielen von den Zöglingen großes Vergnügen. Wie viel sie mit einer gesunden Moral zu thun haben, welchen Werth sie einem rechtschaffnen Gewissen gegenüber beanspruchen, brauchen wir nicht auseinanderzusetzen.

Von Gregese, Hermeneutik, biblischer Linguistik u. dgl. war unter diesen modernen Scholastikern nicht viel mehr die Rede als unter den mittelalterlichen, und Kirchengeschichte bekamen die Theologen des Collegium Romanum nur einmal wöchentlich zu hören. Allerdings hatten alle ein lateinisches Neues Testament, auch befand sich in der Bibliothek eine lateinische, eine griechische und eine hebräische, ja selbst eine deutsche Bibel (Uebersetzung Alliolis); allein einmal war die Zeit mit andern Studien zu sehr ausgefüllt, und dann mußten junge Leute, die von Kind auf der Bibel ferne gestanden, zu gering von der Nothwendigkeit der Bibelenntniß denken, als daß sie ohne starken Antrieb von außen sich viel mit ihr beschäftigt hätten. Die Gregese einzelner Abschnitte der heiligen Schrift und die hebräische Sprache wurden erst im dritten Jahr

des theologischen Cursus in wöchentlich zwei Stunden vorgenommen, und zwar nur während dieses einen Jahres.

In der Philosophie und Theologie fanden jede Woche — meist Sonnabends — öffentliche Uebungen der Zöglinge statt. Ein dazu gewählter Schüler wiederholte dabei von einem der Lehrkanzel gegenüber angebrachten Sitze aus die Grundzüge des Vortrags, den der Professor im Lauf der Woche gehalten, und letzterer griff, wo es nöthig, ergänzend und verbessernd ein. Dem Vortragenden oder Defensor waren zwei Opponenten gegenübergestellt, welche am Schluß ihre Argumente vorbrachten.

Ernsterer Natur war die monatliche Disputation, *menstrua* genannt, an welcher der Rector und die Professoren des Collegiums sowie bisweilen fremde Geistliche theilnahmen. Nur die tüchtigsten Schüler wurden dazu auserlesen, und nicht selten geschah es, daß einer der zuhörenden Professoren die Partei der Opponenten ergriff und in scharfen Streit mit dem Collegen gerieth, welcher dem Defensor zur Seite stand. Bisweilen begab sich sogar, daß die Heftigkeit der Parteien den Rector zum Einschreiten nöthigte. „Ich entsinne mich,“ erzählt unser Berichterstatter, „daß einmal ein älterer Professor (es war der Pater Van Evernbroef) dem genialen und in kühnen Behauptungen extravagirenden Passaglia entgegen, über dessen *novae et inauditae sententiae* ereifert, erstlich seine rothe Perrücke lüftete, und als Passaglia ihm nicht weichen wollte, sein Barett ergriff und in großer Aufregung den Hörsaal verließ.“ An einer andern Stelle berichtet unsere Schrift, daß Passaglia über den Zorn des Herrn Collegen gelacht und daß dies ihm übel bekommen. Es wurde ihm nämlich „vom Rector zur Uebung in der Demuth aufgegeben, sich quer vor den Eingang des Refectoriums auf den Boden zu legen, so daß alle, die zum Mittagessen kamen, über ihn hinwegschreiten mußten.“ — „Wörtlich wahr!“ bemerkt unser Erzähler. Und ein anmuthiges Seitenstück zu der Strafe Ariel Acosta's in der Judenschule, erlauben wir uns hinzuzufügen.

Halbjährlich wurden von den Professoren Examina, die mehrere Wochen dauerten und bei denen sehr streng verfahren wurde, angestellt, und am Ende des Schuljahres veranstalteten die Studirenden der Philosophie in der Aula maxima einen *Actus publicus*, bei welchem zunächst ein oder zwei Jesuitenscholastiker schön stylisirte lateinische Reden hielten und dann andere Zöglinge folgten, die durch Vertheidigung von Thesen gegen Angriffe, welche man ihnen vorher notificirt hatte, sich um den philosophischen Doctorgrad bewarben. In ungleich höherem Ansehen stand die theologische Doctorpromotion, zu welcher nur solche Schüler der Jesuiten gelassen wurden, welche sich durch außerordentliches Talent auszeichneten, und von denen man überzeugt war, daß sie sich in jeder Beziehung bewähren würden.

Die Jesuiten lieben es, daß die Anfänger ihre Studien unter steter An-

leitung und nach sokratischer Methode im Zwiegespräch betreiben, weshalb sie unter ihren Schülern allerlei Akademien, Repetitorien und Disputatorien errichteten, in welchen täglich wiederholt, was man in den Schulen gehört, und jeder Zweifel, den man hegte, besprochen und gelöst wurde. Vielerlei Bücher zu studiren galt für nicht rathsam; am liebsten sahen es die Leiter der Anstalt, wenn die Zöglinge sich mit ihrem Handbuch und den in den Vorlesungen gemachten Notizen begnügten. Dies galt namentlich von den Philosophen, die übrigens bei der karglichen Ausstattung der für ihre Kammer oder Classe bestimmten Bibliothek, welche außer einigen Werken von de Maistre und Thomas von Aquino nur noch ein Duzend alter Scholastiker enthielt, keine Gelegenheit hatten, viel Bücher zu lesen. Weder deutsche noch italienische Classiker waren vorhanden, die Werke der vaterländischen Dichter blieben den jungen Leuten verschlossen, von Zeitungen wurden die Augsburgische Postzeitung, die historisch-politischen Blätter und das Münstersche Sonntagsblatt während der Recreationszeit bisweilen in einem Exemplar herumgegeben. Wer lesen wollte, mußte warten, bis es ihm gelang, sich der Zeitung zu bemächtigen. Die in den Akademien vorkommende Lectüre hatte stets eine religiöse Färbung und enthielt oft erstaunliche Abgeschmacktheiten. In erster Reihe standen die Lebensgeschichten jesuitischer Heiligen. Besonders viel Wunderliches gab es in der des heiligen Franz von Borgia, des dritten Generals des Ordens.

Der fromme Mann hatte stark von Teufeln zu leiden, die es verdroß, daß er, der früher ein arges Weltkind gewesen, sich jetzt so eifrig der Gottseligkeit beleihtigte. Bis zu seiner Bekehrung, welche erfolgte, als er den Leichnam einer schönen Dame beim Uebergang über die spanische Grenze recognosciren mußte und im Greuel der Verwesung erblickte, hatte Franz ein schwelgerisches Leben geführt. Jetzt aber fastete er so stark, daß die Haut über seinem Leibe dreimal zusammenfallen mußte, was äußerst schmerzhaft war. Eines Abends nun, als der Gottesmann, abgemattet von den Anstrengungen und Peinigungen, die er sich den Tag über auferlegt, zur Ruhe gehen wollte, sah er einen Teufel in seinem Bette liegen. „Du verdienst,“ sprach der Heilige zum Teufel, der ihn angrinste, „mehr wie ich im Bette zu liegen; denn du hast Gott beleidigt, ehe er für dich gestorben war, ich aber habe ihn verleugnet, lange nachdem er für mich gekreuzigt worden.“ Damit schickte sich Franz an, unter die Bettstelle zu kriechen und hier seine Nachtruhe zu halten. Der Teufel aber, der gehofft hatte, den Heiligen zum Zorn zu reizen, ärgerte sich über das Mißlingen seines Vorhabens um so mehr, als er selbst die Veranlassung zu diesem großen Act der Demuth bei jenem gegeben hatte. Wüthend sprang er auf, der bekannte Knall erschallte durchs Zimmer, und Satanas verschwand mit Hinterlassung des obliquen üblen Geruchs. Der Heilige aber nahm jetzt ruhig in seinem Bette Platz und schlief sanft ein.

Diese Geschichte flößte unserm Verfasser die ernste Furcht ein, der Teufel möchte auch ihm einmal einen solchen Streich spielen. „Mit ängstlicher Sorgfalt,“ so erzählt er, „hob ich wochenlang beim Schlafengehen die Bettdecke auf, aus Furcht der Teufel möchte darunter liegen, und nicht eher stieg ich ins Bett, als bis ich mich gründlich überzeugt hatte, daß der Böse auch nicht unter der Bettstelle stecke. Bei dieser Untersuchung bewaffnete ich mich für den Fall der Noth mit dem geweihten Palmzweig, den ich zuvor ins Weihwasser tauchte. Ich besprengte schließlich das Bett kreuzweis und wagte erst dann zur Ruhe zu gehen.“

Durchschnittlich blieben den Zöglingen des Germanicums zum Privatstudium auf ihren Zellen täglich zwei Stunden, die übrige Zeit war mit Repetitionen und dem Besuch der Akademie der italienischen, französischen oder griechischen Sprache besetzt. Die gemeinschaftlichen Gesangsübungen, die unter Leitung eines musikalisch gebildeten Zöglings angestellt wurden, erstreckten sich nur auf kirchliche Lieder. Doch bestand auch ein Singkränzchen, welches sich in allerlei Gesängen versuchte, aber mit seinen Einübungen und Vorträgen fast nur auf die Donnerstage beschränkt war, wo die Zöglinge die Villa San Saba besuchten. In der Liturgik wurden die jungen Leute von dem magister ceremoniarum eingeschult. Erst nach langen Uebungen und nach Empfang der Tonsur und der vier niedern Weihen gestattete man denselben, die Dienste in der Kirche bei der öffentlichen Meßfeier und Vesper zu verrichten. Der Ceremonienmeister paßte dabei scharf auf, ob die Verbeugungen, das Niederknien und so weiter nach Vorschrift executirt wurden, und rügte Verstöße durch Verhängung von Strafexercitien. So kam es, daß diese Dinge von den Germanikern schließlich mit einer Accurateffe ausgeführt wurden, welche selbst bei den Ceremonienmeistern von Cardinälen, die gelegentlich erschienen, Bewunderung erregte.

Endlich wurde auch das Predigen geübt. Alle Sonn- und Festtage mußte einer der Theologen in der Aula des Hauses vom Katheder herab vor dem versammelten Collegium eine selbstverfertigte deutsche Predigt halten, die nachher vom Rector oder einem der Studirenden kritisirt wurde. Die Philosophen trugen darauf ein auswendig gelerntes Stück irgend einer gedruckten Predigt vor, da es bei ihnen zunächst darauf ankam, sich den äußern Anstand eines Kanzelredners anzueignen. Alle Sonntage erhielt einer der Theologen eine halbe Stunde vor dem Mittagessen einen vom Vater Rector ausgewählten Bibeltext, über den er im Speisesaal extemporiren mußte, während die Uebrigen aßen.

Das Leben im Collegium Germanicum war ein sehr ernstes. Mit Ausnahme der Recreationsstunden nach Tische, in denen es auch noch sehr gemessen herging, herrschte im Hause selbst tiefes Schweigen. Die Obern hatten eine eigenthümliche Einrichtung getroffen, um sich fortwährend in genauer Kenntniß der Stimmung jedes Einzelnen zu erhalten. Jeder Zögling des Hauses nämlich

mußte sich während der Zeit des Noviziats alle vierzehn Tage und später alle Monate bei dem Pater Spiritualis einfinden, um sich mit demselben über sein geistiges Befinden, seine verschiedenen Herzensregungen, Wünsche und innern Erfahrungen zu unterhalten. Dieser Besuch war streng obligatorisch, und man mußte selbst dann zu dem Pater gehen, wenn man nichts zu sagen wußte. Nur die Theologen des letzten Studienjahres waren der oft peinlichen Verpflichtung entledigt. Unserm Berichtersteller war dieselbe schon wegen der unholden Persönlichkeit des Pater Spiritualis sehr zuwider.

„Dieser war,“ so erzählt das Buch, „ehedem bayerischer Landpfarrer gewesen. Seine äußere Erscheinung war nicht angenehm, sondern unbeholfen, ernst und finster. Da ich übrigens geneigt war, mich in alles mit möglichst gutem Humor zu schicken, so suchte ich in jugendlichem Leichtsinne und Uebermuth jene Besuche mir selbst so gut es ging erträglich, dem mürrischen Pater aber, der auch mich umgekehrt nicht recht leiden mochte, möglichst beschwerlich zu machen. Ich trat bei ihm ein und lüftete mein Barett mit dem Gruße: „Laudetur Jesus Christus!“ worauf er das gebräuchliche: „nunc et semper. Amen!“ erwiderte und mich einlud, Platz zu nehmen. Nun saßen wir einander gegenüber und sahen uns an, ohne ein Wort zu sagen. Er litt sehr an Engbrüstigkeit und unterbrach die wohl eine Minute anhaltende Stille nur durch das Geräusch seines Athems. Endlich entschloß er sich, zuerst das Wort zu ergreifen. Seine Anreden waren anfangs noch ziemlich gelassen; indessen verlor er, als er meine Hartnäckigkeit wahrnahm, in spätern Monaten oft die Geduld. „Nun, wie geht es denn?“ — „Ich danke, recht gut, hochwürdiger Vater; erlauben Sie mir zu fragen, wie Sie sich befinden?“ — „Liebster, Sie sind hier, um sich mit mir über Ihren innern Zustand zu berathen. Mein Befinden kommt jetzt nicht in Betracht.“ — „Entschuldigen Sie gütigst, Ich bitte.“ — „Nun denn, haben Sie mir nichts zu sagen?“ — „Nein, hochwürdiger Vater.“ — „Sind Sie zufrieden?“ — „Ja wohl, vollkommen.“ — „Mit allen unsern Einrichtungen, mit Ihren Mitschülern, Ihren Lehrern?“ — „Es ist alles zu meiner völligen Zufriedenheit.“ — „Sind Sie denn auch mit sich selbst zufrieden?“ — „Ich leide nur zu oft an Kopfschmerz, und das macht mich wohl zuweilen unzufrieden; ich glaube aber, daß der Wein zu Mittag schuld ist, und werde fortan viel Wasser zugießen.“ — „Das ist sehr zu rathen, Liebster. Ihr Gesundheitszustand flößt indessen, wie mir scheint, keine Besorgniß ein; aber wie ist es mit Ihrem Innern bestellt? Sind Sie in dieser Beziehung, um deren willen ich frage, mit sich zufrieden?“ — „Ich sprach darüber mit Pater De Villefort, dem ich zu beichten pflege.“ — „Wie sieht es denn mit der geistlichen Lectüre?“ — „Ich lese den Alfons Rodriguez.“ — „Befolgen Sie auch die Hausordnung pünktlich? Ich habe einzelne Klagen von dem Präfecten gehört.“ — „Die Ordnung ist mir heilig, leider verschlafe ich dann und wann die Zeit“ u. s. w.

— „Nun können Sie gehen, Liebster.“ — „Ich bin Ihnen dankbar, hochwürdiger Vater und empfehle mich in Ihr Gebet. Laudetur Jesus Christus!“ — „Nunc et semper. Amen!“

Die Uebungen in der Demuth, von denen wir oben den berühmten Pater Passaglia ein Beispiel geben sahen, waren auch in dem Collegium Germanicum nicht ungewöhnlich, ja sie wurden selbst von solchen stillschweigend gefordert, die sich durch nichts den Vorwurf des Hochmuths zugezogen hatten.

„Wir saßen einst ruhig bei Tisch,“ berichtet unser Erzähler, „als sich einer der Zöglinge erhob, in der Mitte des Speisesaals niederkniete, mit gefalteten Händen das allgemeine Sündenbekenntniß sprach und dann auf allen Vieren unter die Tische kroch, um seinen Commilitonen und dem Pater die Füße zu küssen. Die Sache war um so auffallender, als dieser Büsser ein Zögling war, der fromm und harmlos, aber kränklich und mit sich unzufrieden, nie genug thun zu können glaubte, während wir ihm das Zeugniß geben mußten, daß er an Gefälligkeit und Aufopferung uns alle übertraf. Diese Bußübung kehrte von Zeit zu Zeit wieder. Bald nahm dieser, bald jener sie vor, einmal alle Jahre auch unsre Obern selbst. Ich hatte mich aus mancherlei Gründen — unter andern auch, weil viele von uns auf reinliche Schuhe zu wenig gaben, von dieser Handlung lange Zeit fern gehalten.“ „Alle mit mir angelangten Novizen hatten bereits den Fußfuß vollzogen, selbst der sonst recht nüchtern denkende lange Georg, welcher sich zur allgemeinen Heiterkeit dabei oft an den Kopf stieß. Endlich sollte auch mir die verhängnißvolle Stunde schlagen. Der Pater Spiritualis ließ nicht nach, bei jenen Unterredungen, deren ich vorhin gedacht, jedesmal zu fragen, warum ich allein mich noch der Bußübung enthalte. Allen meinen Gründen stellte er das Bedenken entgegen, ob nicht Hochmuth und Eitelkeit in mir wären.“ „Sie behaupten, es sei gar keine schwierige Sache; ich behauptete, für Sie ist dieselbe noch sehr schwer“ u. s. w. Da ich mich von Hochmuth und Stolz nicht frei wußte, ängstigte ich mich doch dann und wann über meine Unterlassungssünde. Endlich berieth ich mich wiederholt mit meinem Beichtvater, bis dieser endlich meinte: „Eh bien, mon cher, faites cela, rompez les chaines et la chose est finie.“ Ich holte mir nun vom Pater Spiritualis Erlaubniß zu der Bußübung, was immer nöthig war. Des Paters Angesicht hellte sich etwas auf, er ertheilte die Erlaubniß sehr willig. Das Herz klopfte mir doch etwas. Ich wußte, daß alle erstaunen würden, mich noch um die elfte Stunde ankommen zu sehen, und ärgerte mich im Stillen, meinem ursprünglichen Vorsatz ungetreu geworden zu sein. Bei Tische sprang ich mit Hast von meinem Plage auf; obschon ich die Augen meist niederschlug, musterte ich mir die Gesichter der übrigen doch etwas von der Seite. Die meisten lächelten, ich that es auch. Die Handlung ging glücklich von

Statten: in meinem rothen Rock kroch ich unter den Tischen umher, küßte die unreinlichen Schuhe und war des Vorwurfs von Hochmuth überhoben."

Alle Zöglinge hielten die kirchlich vorgeschriebenen Fasten mit peinlichster Genauigkeit, viele auch legten sich allerhand Privatkasteiungen auf, bearbeiteten sich mit Geißeln, trugen Cilicien u. d. m. Geißeln gab es verschiedenartige: die einfachsten bestanden aus Stricken mit kleinen Knoten an den Enden, andere waren mit Bleifugeln, spizen Zacken oder Rädchen versehen. Einen Bußpsalm hersagend, lag man in seiner Zelle auf den Knien und ließ sich die Streiche auf den entblößten Rücken fallen, wobei einige so ernst verfahren, daß rothe Striemen sichtbar blieben, häufig auch Blut floß. Die Cilicien sind Ketten aus hufeisenförmigen, etwa einen Zoll langen Drahtgliedern, deren stumpfe Zacken nach innen gekehrt sind. Man gürtet sie um den bloßen Leib, und die Zacken lassen oft blutige Spuren zurück, selbst dann, wenn die Kette nur schlaff am Leibe hängt. Einige Zöglinge, welche mit diesem Instrument die böse Lust dämpfen zu können glaubten, peinigten sich entsetzlich und legten die Kette auch zur Nachtzeit an, wodurch der Schlaf häufig unterbrochen wurde. Ein Gegenstück zu diesen Eifervollen erzählt unser Jesuitenzögling im Nachstehenden:

„Ein Baier, der erst kurze Zeit im Collegium war und auf mich immer den Eindruck eines Duckmäusers machte, trug zur Bekämpfung seines Fleisches das Cilicium. Wiewohl er sich im Ganzen sehr verschlossen zeigte, erhielt ich doch einmal von ihm Mittheilung darüber. Er behauptete, wenig oder gar keinen Schmerz zu empfinden, obschon er die Kette so scharf angezogen habe, daß sie bei mir im gleichen Fall tief ins Fleisch gedrungen sein würde, und er war nicht magerer als ich. Er wollte nur dünne röthliche Streifen davon getragen haben, so daß ich glaubte, die Haut dieses jungen Mannes müßte wie die des hörnernen Siegfried beschaffen sein. Einige Wochen darauf beklagte sich der Vorsteher der Wäschkammer, daß die Hemden desselben Zöglings in der Hüftengegend immer eine Menge kleiner Löcher zeigten. Das Räthsel wurde bald gelöst: der schlaue Baier hatte bei seiner Bußübung die Stacheln des Ciliciums in gutem Glauben nach außen gekehrt.“

Der Maimonat war im Collegium besonders der Verehrung Mariens gewidmet, und es gab dann allerlei Andachten zu Ehren der Mutter Gottes, die nach einem von dem Jesuiten Muzzarelli verfaßten Handbüchlein vorgenommen wurden, aus dem unser Berichterstatter sehr ergötzliche Proben mittheilt. Ferner bemühten sich die Obern des Collegiums sehr, eine Fastenandacht einzuführen.

Von den kirchlichen Festen wurde von den Jesuiten natürlich der Tag des Stifters ihres Ordens, der 31. Juli, besonders feierlich begangen. Dann wurde die Kirche des Klosters al Gesu mit Gobelins geschmückt, welche Scenen aus dem

Leben des heiligen Ignatius vorstellten. Von dem Gewölbe herab, welches mit Abbildungen des Himmels, des Himmelfeuers und der Hölle bemalt war, bis auf die Stufen der Altäre waren Kerzen in Figuren von Sonnen, Sternen, Namenszügen und Guirlanden angebracht.

Am Neujahrstag kam der Papst zur Nachmittagsfeier und stimmte das Te Deum an, dann wurden die Zöglinge mit ihren Lehrern in der Sakristei zum Fußfuß gelassen. Am Dreikönigsfest feierten die Schüler der Propaganda unter Vorsitz ihres Protectors, des sprachkundigen Mezzofanti, die Heiligen des Tages in einem großen Aetius durch Vorträge in allen möglichen Zungen, einmal in nicht weniger als 52 verschiedenen Idiomen, unter denen sogar das Chinesische nicht fehlte.

Das höchste Fest der gesammten studirenden Jugend war das ihres Schutzheiligen Aloysius von Gonzaga, welches in der Kirche des Collegium Romanum gefeiert wurde, wo unter einem der Altäre der Leichnam jenes Kirchenlichts ruht. Mit den Gymnasten hielten die Jesuiten vor dem Feste eine vorbereitende Andacht, die acht volle Tage in Anspruch nahm und bei welcher die jungen Leute schließlich ihre Anliegen an den Patron ihrer Studien, etwa die Bitte, ihnen eine Leidenschaft überwinden oder eine Tugend erlangen zu helfen, schriftlich aufsetzten. Diese Briefe wurden einzeln in gestickte seidene Beutel eingnäht und auf das Grab des heiligen Aloysius gelegt, wo sie bis zum Morgen des demselben geweihten Tages verblieben. Bis dahin mußte dieser Kenntniß von dem Inhalt genommen haben, und die Jesuiten entfernten dann die Beutel, nahmen die Briefe heraus, warfen letztere, wie sie sagten ungelesen, ins Feuer und gaben die Beutel denen, die sie abforderten, zurück.

Mit einer Kritik der pädagogischen Grundsätze, nach denen wir hier die Jesuiten verfahren sehen, brauchen wir uns wohl ebenso wenig zu erschauern wie mit einer Prüfung des Werthes dessen, was sie Wissenschaft nennen. Dagegen sei es erlaubt, unserm Berichterstatter noch eine lustige Geschichte nachzuerzählen, die sich unter dem vorigen Papst auf der im ersten Artikel erwähnten Jesuiten-Villa Macao mit dem General des Ordens und einem andern Mitglied desselben begab.

„Pater Nillo, ein Pole von Geburt, war von den letzten aus Rußland vertriebenen Jesuiten als Jüngling mit nach Italien genommen und später selbst Jesuit geworden. Sein Eifer für die Interessen des Ordens und der römischen Kirche, seine Rednergabe und seine Sprachkenntnisse bestimmten die Obern, ihn zum Missionär für den Orient auszubilden. In Malta, am Libanon, in Bulgarien u. s. w. war sein Wirkungskreis, in welchem er Außerordentliches leistete. Neben einem sehr abgehärteten Körper besaß er einen festen Charakter. Oft reiste er wichtiger Berathung halber von seinen Missionsstellen aus nach Rom zurück; denn er besaß die Gunst Gregors des Sechszehnten in

hohem Grade. Einst kam er in der Tracht eines Emirs an. Sein voller Bart hing tief auf die Brust herab, er hatte lebhaftige Augen, feine, von der orientalischen Sonne gebräunte Gesichtszüge und einen schönen Kopf. Der kostbare Säbel, welchen er trug, war das Geschenk eines Emirs, dessen Tochter er von einer gefährlichen Krankheit geheilt hatte. In diesem Aufzug erschien er vor dem Jesuitengeneral Roothaan. Aller Einreden ungeachtet befahl ihm dieser, sofort den Bart abzuschneiden und sich in gewöhnliche Jesuitentracht zu kleiden, da er ihn zum Rector der Propaganda in Rom bestimmt habe. Der Pater mußte gehorchen, meinte aber, eine unpassendere Persönlichkeit habe der General für diese Stelle nicht ersehen können. Also umgewandelt begab er sich mit vielem Leidwesen auf seinen neuen Posten. Die Gewohnheiten seines unregelmäßigen Lebens konnte er nicht aufgeben: rauchen, auf den Dielen schlafen, spät zu Bett gehen und andere derartige Verlegungen der Hausordnung erlaubte er sich nach wie vor, und viele seiner wilden Zöglinge wurden noch wilder. Der Pater General aber blieb fest.

Einst war die ganze Professorenschaft, auch der General und der Rector der Propaganda, auf der Villa Macao, als Gregor der Sechzehnte ihnen unerwartet einen Besuch abstattete. Der Papst vergnügte sich an Nillo's Erzählungen; da bat dieser ihn plötzlich, ihm doch für eine Viertelstunde seine päpstliche Gewalt über den anwesenden Jesuitengeneral abzutreten. Gregor willigte in den Scherz. Mit ernster Miene citirte nun Nillo den Jesuitengeneral vor sich, hieß ihn niederknien und hielt ihm in starken Ausdrücken das unkluge Verfahren vor, einen Mann wie ihn zum Rector bestellt zu haben. Er sei zum Missionär unter wilden Völkern geschaffen, dagegen zum Amt eines Rectors infolge seines Temperaments untauglich. Er könne predigen, Strapagen aushalten, rauchen, reiten, schwimmen, und der Ausübung dessen, sowie seines mit Sorgfalt gepflegten und unter den Mohammedanern nöthigen Bartes habe ihn der General beraubt. Dieser möge sein Unrecht wieder gut machen und Nillo nach dem Libanon zurückschicken. Was einer nicht verstünde, davon müsse er fern bleiben.

Um dem General letztere Maxime praktisch beizubringen, ließ Nillo ein Maulthier heranzuführen und befahl dem General, dasselbe zu besteigen und tüchtig herumzutummeln. Wohl oder übel mußte letzterer gehorchen. Alles lachte, indem er aufstieg. Als nun aber die dürre, schlottrige Gestalt des Generals auf dem Maulthier saß, und Nillo dieses mit derben Schlägen zum Laufen antrieb, so daß der arme Reiter sich vorn und hinten anklammerte und zaghaft um Gehalt rief, bedeutete Gregor den unbarmherzigen Nillo, sein Regiment sei zu Ende. Der abgestiegene General ernannte Nillo gutmüthig wieder zum Missionär. Dieser ließ sich den Bart wachsen, ging in orientalischer Tracht wieder nach seinem frühern Bestimmungsort und hat, wie bekannt, daselbst nicht wenig

zur Ausbreitung römischen Christenthums beigetragen, sowie er auch, durch französischen Einfluß unterstützt, die jetzige Bewegung in Bulgarien vorbereiten half.“

### Der Gustav-Adolf-Verein.

In einigen Monaten wird die Gustav-Adolf-Stiftung ihren dreißigsten Geburtstag feiern können. Als kleines Senfkorn gesäet, ist sie auf guten Boden gefallen und zum stattlichen Baum erwachsen, der jetzt weit über die deutschen Grenzen hinaus seinen schützenden Schatten wirft und durch seine Früchte protestantisches Leben nährt.

Schon vor ihrer Begründung im Jahre 1832 wußte man in den Ländern, wo die evangelische Kirche in compacter Verfassung dasteht und der Befriedigung ihrer Bedürfnisse gesehlich versichert ist, daß es zahlreiche Gemeinden von Glaubensgenossen gab, sogar mitten in Deutschland gab, die sich solcher Sicherheit nicht erfreuten, und die vereinsamt unter Andersgläubigen lebend, Gefahr liefen, zu verkümmern. Hilfesuche derartiger Gemeinden liefen von Zeit zu Zeit bei den einzelnen protestantischen Fürsten und Kirchenbehörden ein. Reisende Prediger derselben zogen gelegentlich von Ort zu Ort, um Unterstützung zu erbitten. Man veranstaltete gelegentlich Collecten für sie. Es gab einige Klassen, aus welchen den Bedrängten Subventionen zuströmen. Bisweilen auch riesen die Exulantenzüge einer großen Verfolgung, die von zelotischen Bischöfen oder bigotten weltlichen Herrschern über einen oder den andern Theil dieser Protestanten in der Diaspora verhängt worden, das allgemeine Mitleid wach.

Aber erst durch die Stiftung Großmanns und Zimmermanns wurde ein Mittelpunkt für die auf Abhilfe solcher Nothstände gerichteten Bestrebungen geschaffen und damit ein Organismus gebildet, der dem Bedürfniß ausreichend gerecht zu werden versprach. Erst durch den Gustav-Adolf-Verein wurde die Lage der vereinzelt Protestanten allenthalben gründlich bekannt, das Interesse eines sehr großen Theils der übrigen ernstlich und dauernd geweckt und geregelt und so den vielfach dem Verzagen nahen Gemüthern draußen, unter den Nicht-evangelischen, ein Trost und Hort aufgerichtet, auf den sie in ihrem Ringen um Erhaltung des Glaubens der Väter hoffen konnten, und zu dem sie als zu einem Panier der Gemeinsamkeit der protestantischen Interessen aufblickten.

Mancherlei Hindernisse stellten sich der Entwicklung des Vereins entgegen: laute Anklagen und versteckte Verdächtigungen, ultramontane Feindschaft und lutherische Engherzigkeit. Stimmen aus dem römischen Lager bezüchtigten ihn